



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Wellenkreise des russisch-japanischen Krieges haben — freilich kaum überraschend — auch unser deutsches Küstengebiet in Ostasien erreicht. Kaum überraschend, weil von Anfang an mit der Möglichkeit, ja der Wahrscheinlichkeit zu rechnen war, daß ein Teil der in einer Seeschlacht habarierten oder zersprengten russischen Flotte den neutralen Hafen von Tsintau zu erreichen versuchen würde. In Berlin war man sehr auf der Hut und der Telegraph hat zwischen Berlin und Tsintau am Sonnabend und Sonntag recht fleißig gearbeitet. Durch die Desarmierung in Tsintau bleiben diese Schiffe Rußland wenigstens für die Zeit nach dem Kriege erhalten.

Wenngleich unsre Neutralität Rußland gegenüber eine wohlwollende ist, und die deutschen Behörden in Tsintau sicherlich in der von ihnen zu gewährenden Hilfe an Verwundete und Kranke sowie in etwaigen Leistungen an die russischen Schiffe bis an die Grenze des Zulässigen gegangen sind, so durften sie andrerseits doch gewisse Grenzen der Neutralität nicht überschreiten, schon um dem durch verdächtigende Erfindungen englischer Korrespondenten genährten Mißtrauen der Japaner keinen berechtigten Inhalt zu geben. Bei den eigentümlichen Begriffen von Völkerrecht und Verpflichtung durch Ehrenwort, die japanische Seeoffiziere eben in Tschifu bekundet haben, könnten wir sonst vorzeitig und wider Willen mit Japan in einen Konflikt geraten. Die Gefahr eines Weitergreifens des russisch-japanischen Brandes ist ohnehin so groß, daß die neutralen Mächte nicht genug auf der Hut sein können, namentlich wenn sie so wenig auf eine solche Eventualität vorbereitet sind wie Deutschland. Wir werden sehr zufrieden sein dürfen, wenn sich die Räumung von Shanghai und die leider verfrühte, aber vom Reichstage fortgesetzt befürwortete Reduktion der ostasiatischen Brigade nicht eines Tags bitter rächt. Dieser Brigade oder der Garnison von Tsintau Verstärkungen zuzuführen, dazu würden mindestens acht Wochen Zeit nötig sein. Sowohl dieser Umstand als die südwestafrikanische Expedition legen es dringend nahe, unser überseeisches Heerwesen, von dem wir doch nicht wieder loskommen, sondern das leicht noch weit ernstere Ansprüche stellen kann, mehr den tatsächlichen Verhältnissen anzupassen. Die Idee, daß es verfassungsmäßig unzulässig sei, ohne weiteres formierte Truppenteile des stehenden Heeres, nach Ausschcheidung der Tropenschwachen und nach ihrer Ergänzung durch geeigneten Ersatz, nach Ostasien oder Afrika zu senden, hätte gar nicht Wurzel fassen dürfen. Im Gegenteil, diese seltsame Idee widerspricht ebenso der Verfassung wie dem Fahneneide und dem Zwecke des Heeres: der Schützer der Interessen des Landes zu sein. Nirgends steht geschrieben, daß das außerhalb Europas nur Aufgabe der Marine sei. Es ist die Aufgabe der gesamten bewaffneten Macht des Reichs, auch die Marine bezieht ja von Jahr zu Jahr zunehmend starken Ersatz aus der Landbevölkerung, und die Kommandogewalt des Kaisers ist in dieser Beziehung absolut. Als nach dem Gefecht des verstorbenen Prinzen Adalbert gegen die Kiskpiraten im Jahre 1856 in Berliner maßgebenden Kreisen erwogen wurde, zwei Jägerbataillone — die Gardejäger und das achte Bataillon, die damals die besten Schützen hatten — an die marokkanische Küste zu entsenden, ist dieser Gedanke ausschließlich an der Friedensliebe des Königs und am Kostenpunkt gescheitert, aber kein Mensch, nicht einmal eine demokratische Zeitung, ist auf die Idee gekommen, daß die Truppen zu diesem Dienst nicht verpflichtet seien und der König demnach zu solcher Anordnung nicht berechtigt sei. Im Gegenteil hatte die Ausführung dieser in Erwägung genommenen Maßregel gerade auf liberaler und demokratischer Seite die wärmsten Befürworter. Und was dem Könige von Preußen in dieser Beziehung im Jahre 1856 freistand, sollte dem deutschen Kaiser im vierunddreißigsten Jahre des geeinten Reichs ver sagt sein? Es muß im Gegenteil dieses Recht des Kaisers mit aller Entschiedenheit betont und vertreten werden.

Auch die Unterstellung, daß die verbündeten Regierungen nicht mittun würden, ist nicht stichhaltig, vielmehr beleidigend für die deutschen Fürsten und die nicht-preussischen deutschen Truppen. Als ob die Bayern, Sachsen und Württemberger verlangen würden, hinter dem Ofen zu bleiben, wenn die Preußen für des Reiches Schutz und Interessen ausziehen! Bayern, Sachsen und Württemberg haben zur chinesischen Expedition bereitwillig ihre Söhne unter das Reichsbanner und den Reichsadler gestellt. Sie sind deshalb nur an Ehren reicher, aber nicht ohnmächtiger oder geringer geworden. Der Grund, weshalb man von der Entsendung geschlossener Truppenkörper absteht, liegt allein im Mobilmachungsplan, der in solchem Falle einer sofortigen Umarbeitung bedürfte, um die durch die Entsendung eingetretenen Lücken und den dadurch in seiner Beschleunigung und Wirksamkeit gefährdeten Aufmarsch der Armee wieder aufzufüllen. Aber auch das würde eine Verschlechterung der für den Mobilmachungsfall vorgesehenen Dispositionen sein; deshalb hat man es vorgezogen, lieber für die überseeischen Entsendungen neue Formationen aufzustellen und zuhause in der planmäßigen Bereitschaft zu bleiben. Auf die Dauer werden wir aber so bequem nicht davon kommen. Man braucht sich nur die Notwendigkeit starker Entsendungen nach Ostasien oder Afrika während eines in Europa ausgebrochenen Krieges, in den Deutschland verwickelt wäre, zu vergegenwärtigen. Wir kommen früher oder später nicht darum, für den überseeischen Dienst in der Heimat eine Division aus allen Waffen, mit allen Stäben und Verwaltungszweigen sowie mit den neuesten Einrichtungen der Kriegstechnik versehen, bereit zu halten. Diese Truppe könnte aus Freiwilligen, die sich zu einer längeren Dienstzeit verpflichten müßten, gebildet werden; sie könnte für den Zweck ihrer einheitlichen Ausbildung und Bereitschaft ihre Garnison in einem der großen Lager nehmen. Die in China und Afrika gewonnenen und seitdem fortgesetzt gemehrten Erfahrungen reichen für eine solche Neubildung vollkommen aus. Die Division hätte auch die Ablösung der draußen in etwa gleicher Stärke stehenden Landtruppen zu bestreiten. Es handelt sich nicht um eine „Kolonialarmee,“ wie das beliebte Schlagwort lautet, sondern um ein Kolonialarmee-korps, das mit je einer Brigade in Ostasien und Südwestafrika, mit den beiden andern kriegsbereit in der Heimat stünde. Einstweilen mag die Sache noch gehn, wie sie eben geht, zunächst sind andre Dinge dringender. Aber wir werden Bedacht darauf nehmen müssen, in längstens fünf Jahren auch hier die Hand anzulegen. Der Kaiser hat den Südwestafrikanern eben mit Worten, die diese Männer hoch erfreut haben und in ganz Deutschland mit herzlicher Zustimmung aufgenommen worden sind, unumwunden ausgesprochen, daß das Reich diese Kolonie, „von deren sehr großem Werte er voll überzeugt sei,“ für alle Zeiten festhalten und dafür sorgen wolle, daß ähnliche Vorkommnisse, wie dieser Aufstand, für die Zukunft unmöglich sein sollen. Kaiser Wilhelm hat damit dem größten Teil der Deutschen aus der Seele gesprochen. Aber dieses Kaiserwort einzulösen, bedarf es wohlbedacht angelegter Organisationen, eine Zukunftsaufgabe, der sich auch der Reichstag nicht wird entziehen wollen.

Die weitere Äußerung des Kaisers an die Farmer, daß er an der Spitze eines konstitutionellen Staatswesens stehe, ist von der Presse nach allen Richtungen hin breitgetreten worden. Und doch war eine solche Äußerung so naheliegend. Der Empfang war, wie auch die Anwesenheit des Reichskanzlers in Uniform äußerlich bekundete, ein Staatsakt. Bei einem solchen konnte sich der Kaiser unmöglich in einen Widerspruch zum Reichstage setzen, indem er den Klagen der Farmer über die unzureichende Entschädigung betrat. Dies um so weniger, als ja die preussischen Stimmen im Bundesrat für die Zustimmung zum Etat, wie er aus der dritten Lesung hervorgegangen ist, nur mit Genehmigung des Monarchen abgegeben sein konnten. Die Verantwortlichkeit für die große Mißstimmung, die der Entschädigungsbeschluß hüben wie drüben hervorgerufen hatte, fällt ausschließlich dem Reichstage zu. Mehr hat der Kaiser nicht aussprechen wollen; daß er persönlich mit jenem Beschlusse nicht einverstanden ist, wird jeder leicht aus seinen Worten herausgehört haben.

Es liegt sogar das Versprechen vor, durch den Reichskanzler für die Erlangung weiterer Mittel bemüht sein zu wollen. Der Reichstag hat mit diesem Beschluß wieder einmal eine der vielen Unbegreiflichkeiten begangen, an denen seine Geschichte leider so reich ist; ihm kommt es nun auch zu, den Fehler wieder zu verbessern.

Nun kann man wohl hören, daß durch ein energisches, persönliches Eintreten des Reichskanzlers mehr zu erreichen gewesen wäre. Vielleicht, wahrscheinlich aber nicht. Dem Reichskanzler fehlten zu jener Zeit noch die ausreichenden Unterlagen. Dieser Umstand dient auch dem Reichstag einigermaßen zur Entschuldigung. Wäre aber der Reichskanzler mit seinem persönlichen Eintreten gescheitert, so wäre es für den Reichstag weit schwieriger gewesen, bei der nächsten Budgetberatung auf den Beschluß korrigierend zurückzukommen. Auch Graf Bülow hat keineswegs die Ansicht geteilt, daß die zwei Millionen Mark eine ausreichende, des Reichs würdige und der durch die kaiserlichen Schutzbriefe eingegangenen moralischen Verpflichtung entsprechende Entschädigung wäre. Sein reserviertes Verhalten hat zwar zunächst des populären Nimbus entbehrt, der ja mit einer Rede leicht zu erreichen gewesen wäre, aber es ist für die Sache selbst voraussichtlich praktischer und nützlicher gewesen. Ein Staatsmann muß warten können — und die vom Reichskanzler befolgte Taktik war zweifellos die richtigere. Auch ein Parlament und dessen Strömungen muß man zu behandeln verstehen und ihm die Verbesserung begangener Fehler nicht erschweren oder unmöglich machen. Wer da verlangt, daß Graf Bülow dauernd „in Kürassierstiefeln“ vor den Reichstag trete, der übersieht, daß die Stiefel allein es nicht machen, sondern daß zu ihrer Wirksamkeit vor allem der Weg weltbewegender Erfolge gehört, den sie gegangen sind. Bismarcks Uniform und Stiefel machen doch noch nicht den Bismarck aus. Dazu bedarf es seiner gigantischen Taten, die nicht in jedem Jahrzehnt von neuem getan werden können, schon deshalb nicht, weil die großen Ziele einer Nation natürlich nur spärlich gesät sind und auch nur in längern Zeitläuften aufstauen. Die Nachfolger des ersten Kanzlers, die dafür sorgen, daß das von ihm Erreichte erhalten, gesiegt und ausgebaut wird, haben vollen Anspruch auf den Dank der Zeitgenossen, weil sie dafür gesorgt haben werden, daß die Nation bereit und ihre Kraft gestählt ist, wenn dereinst neue große Ziele in erreichbare Nähe rücken.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, aber man braucht ihn ebenso wenig vor dem Abend zu tadeln. Deutschland zu einigen, war gewiß eine schwere, aber auch eine sehr dankbare Aufgabe, weil sie der Befriedigung eines großen Sehns nach, und weil das Siegesfeuer die Glut für die Kaiserkrone hergab. Die Saat war reif. Heute, nach einem dreiunddreißigjährigen Frieden ist vieles von dem, was die Gewitterstürme einer ereignissschwangeren Zeit verschleudert und zerstreut hatten, wieder in den Vordergrund getreten, mit ihm die Nationalfehler der Deutschen, die der Donner und der Blitz der Weltgeschichte nur vorübergehend unwirksam gemacht und unbeugsam in den Dienst großer Taten gestellt hatte. Deutschland heute mit der Verweilichung und dem hochgestiegenen Wohlleben eines dreiunddreißigjährigen Friedens auf der politischen Höhe nicht nur, sondern auch auf der sittlichen Höhe seiner Erfolge zu erhalten, dazu bedarf es eines weitschauenden Geistes, der die Ziele auch einer noch fernen Zukunft selbst durch den Dunst des Parteigezänks hindurch zu erspähen und den nationalen Kräften frühzeitig die Richtung auf diese Ziele zu geben vermag, auch auf die Gefahr hin, wie Moses das verheißene Land nicht mehr selbst zu schauen. Das energische, kraftvolle Handeln ist immer dankbarer als das langsame Vorbereiten, zumal wenn dieses zum nicht geringen, ja zum größern Teile leider darin besteht muß, zu verhüten, daß die Gegensätze, an denen unser Volkstum krankt, unsre nationalen Kräfte gänzlich zerspalten. Nach dem großen Selbentum einer schon weit zurückliegenden Zeit ist das schlichte gefolgt, „das frommet und nicht glänzt,“ wie es in Uhlands Dichtung heißt. Wer es wohlmeint mit Deutschland und seiner Zukunft, hat die Pflicht, sich diesem schlichten Selbentum um so enger zu weihen.

g

Die wahre Legende vom Monte Testaccio — *la vera leggenda del monte Testaccio* — ist der Titel, unter dem neulich G. Tomassetti in Nummer 25 des *Fanfulla della Domenica* einen interessanten Aufsatz veröffentlicht hat, dessen Ausführungen sich natürlich auf den denkwürdigen nahe bei dem Aventin am Rande des Tiberflusses aufsteigenden Hügel beziehen. Zunächst wird die Bedeutung des Wortes besprochen und die bekannte, schon dem Bädeler einverleibte Ansicht vorgetragen, daß der Monte Testaccio — Testaccio wird abgeleitet von *tosta* — seinen Namen erhalten habe von den Scherben der Weingefäße, die vom Auslande eingeführt und an dieser Stelle gelandet wurden. Der Inhalt der Gefäße wurde dann, wie Tomassetti weiter ausführt, in die den römischen Handelshäusern gehörenden Fässer abgefüllt, die Originalfässer aber, weil sie wertlos waren, an das Ufer geworfen, wo sie dann allmählich zu einem ansehnlichen Scherbenhügel emporwuchsen. Die Scherben haben vielfach Inschriften, die den Namen des Weins, den Ort seiner Herkunft und die Zeit des Transports angeben, und es ergibt sich daraus, daß namentlich die Einfuhr des Weins aus Spanien bedeutend war. Aber zur Zeit des Kaiserreichs nahm der Import ab und hörte zuletzt völlig auf. Das letzte der aufgefundenen und gelesenen Daten weist auf das Jahr 255 unsrer Zeitrechnung. Nun hat sich die Scherbenmasse mit grünem Rasen bedeckt, auf dem Maßlieb und andre Blumen hervorsprossen.

Aber auch über den eben angeführten Tatsachen ist das Gras der Vergessenheit gewachsen, an die Stelle der angegebenen Erklärung des Wortes Testaccio ist eine andre getreten. Man erzählte, der Hügel sei durch Aufhäufung der Gefäße gebildet worden, in denen die unterworfenen Provinzen der mächtigen Herrin Roma ihren Tribut gesandt hätten. Diese Legende wurde namentlich von den Humanisten geglaubt und in Umlauf gesetzt. Sie findet sich schon in einer dem Papst Martin dem Fünften gewidmeten Beschreibung Roms aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Aber auch ein dem Städelschen Museum in Frankfurt gehörendes Bild, das ein Panorama von Rom im sechzehnten Jahrhundert darstellt, und als dessen Maler Fra Filippo Lippi gilt — es ist 1892 von Professor Hülsen im *Bulletino Comunale* veröffentlicht worden —, scheint für diese Auffassung zu zeugen. Die vielen Basen „*con molto rilievo d'oro*“, die der auf dem Bilde sichtbare Monte Testaccio im Innern enthält, sind doch wohl, wie auch Hülsen meint, eine Anspielung auf jene Legende. Sie mag entstanden sein aus dem Umstande, daß die aus den spanischen Goldbergwerken alljährlich nach Rom gebrachten Goldbarren an derselben Stelle ausgeladen wurden, wo auch die Weingefäße ans Land kamen. Die Landung des kostbaren Goldes mochte länger in der Erinnerung haften als die des wertlosen Weins. Und die zahlreichen auf Spanien hinweisenden Inschriften der Scherben konnten nur dazu dienen, die neue Legende zu bekräftigen.

Aber Tomassetti will noch mehr, er will auch beweisen, daß die im Mittelalter am Fuße des Monte Testaccio abgehaltenen, seit dem Jahre 1256 nachweisbaren Wagenrennen, die *giuochi di Testaccio*, in Beziehung zu dieser Legende stehn. Der römische Senat, die Municipalbehörde des mittelalterlichen Roms, habe als der Erbe der altrömischen Herrlichkeit und ihrer Ansprüche darauf gehalten, daß die Tribute der Kleinen der römischen Kommune damals unterworfenen Gemeinden, wie Terracina, Tivoli, Corneto u. a. m., genau an derselben Stelle entrichtet wurden, wo einst die kostbaren spanischen Goldschätze zur Zeit des römischen Kaiserreichs gelandet worden waren. Und aus diesem Grunde habe man gerade die Ebene unterhalb des Monte Testaccio zur Abhaltung der erwähnten Spiele gewählt. Das ist gewiß möglich, aber im Grunde doch nicht mehr als eine ansprechende Hypothese, wofür der zwingende Beweis fehlt. Übrigens sind diese Spiele vielfach mit den *giuochi Agonali* verwechselt worden, das sind die, die in dem *circo Agonale*, d. i. auf der *piazza Navona* — Navona scheint verderbt aus Agona zu sein — gefeiert wurden. Tomassetti betont aber nachdrücklich, daß diese Identifizierung der beiden Spiele verkehrt sei. Die Agonalspiele seien erst im sechzehnten Jahrhundert eingeführt worden und an die Stelle der *giuochi di Testaccio* getreten. Diese

seien eingegangen, denn nachdem unter Sixtus dem Fünften die ökonomische Selbstständigkeit der römischen Stadtgemeinde geschwunden sei, habe man keinen Grund mehr gehabt, Spiele zu feiern, die in Beziehung zu der ehemaligen Macht des römischen Reichs standen und dazu dienen sollten, die Erinnerung daran aufrecht zu erhalten und zu beleben.

f. Kunze

Der Kunstschreiber in Hemdsärmeln. Es ist kein Wunder, daß die heutige Überproduktion in der Kunstschritstellerei allmählich von recht zweifelhaften Folgen für die Qualität der Ware zu werden beginnt. Wir möchten mit folgender kleinen Musterkarte einmal die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Unverfrorenheit von einigen der beteiligten Herren lenken. Im letzten Hefte des „Museums“ ist an drei Stellen von Simon und Delila die Rede. In einem andern kürzlich erschienenen Hefte dieser Sammlung läßt man die alten Florentiner „sich an der geographisch treuen Bedute des Arnoteles begnügen“ und sieht, wie vor Filippinos „blaffer Luft seines Ast- und Blattwerk zierliche Formen spreizt.“ In dem ersten Hefte dieses Jahrgangs spricht Friedländer von einer Triologie Dürers; von einer solchen Form aus verbreitet sich doch eine Art übeln Geruchs über den ganzen Aufsatz. In der eben erschienenen Böcklinmonographie von Fritz von Ostini wimmelt es von Druckfehlern wie: in diesen Gemälde, diesen farbigsten allen Böcklins, sub specio aeternitates. Sie redet von Tryptichen und „dem Francesco da Rimini, dessen Arrangement.“ Sie bezeichnet etwas als „direkte Ausnahme,“ andres als „echt böcklinisch.“ Sie zitiert „In Höhlen wohnt des Drachen alte Brut.“ Etwas ersetzt sie ein für allemal flott durch was: „Gustav Floerke wisse was, hieß es,“ „der abgeschlagne Hechkopf des Drachen zeigt so was wie ein ironisches Grinsen.“ Seite 60 heißt es: „Böcklin konnte in bezug auf Bildnismalerei wohl »mitreden«, zählt doch der Bilderkatalog etliche siebzig Bildnisse von seiner Hand auf; da konnte er doch wohl schon mitreden.“ Ei ja, da konnte er mitreden. Wir empfehlen diese Biographie wie die ganze Angelegenheit dem Briefkasten des Kladderadatsch.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig